

Der katholische Gedanke in der neueren flämischen Literatur.

Flandern¹ gehört zu den seltenen Ländern, wo der Menscheng Geist, wie in Griechenland oder in Toskana, seine Kraft auf engstem Raum in blendend reicher Fülle offenbart. Jahrhundertlang versorgten die flämischen Weber fast ganz Europa mit ihren unübertrefflichen Kleiderstoffen. In den Prunksälen italienischer und spanischer Schlösser wie über dem Chorgestuhl französischer und deutscher Domherren hingen wundervolle Bilderteppiche aus Doornik und Brüssel. Die entzückendsten Miniaturen weltberühmter Handschriften stammen von flämischen Meistern. Flämische Tafelmaler haben die Kunst mehr als einmal in neue Bahnen gelenkt. Die alten Städte Flanderns bauten zwischen die Schnitzgiebel der Handwerkerwohnungen und die wuchtigen Patrizierhöfe Rathäuser von unvergleichlicher Pracht, und in das ewig wechselnde Lichterspiel des flandrischen Himmels ragen noch heute die Belfriede gewaltiger Markthallen und die Thürme ehrwürdiger Dome. Der Roman van den vos Reinaerde, den der Dichtflame Willem im 13. Jahrhundert verfaßte, ist das Meisterwerk aller Tierdichtung geblieben. Jakob van Maerlant, der die gesamt-niederländische Dichtkunst begründet hat, war Flame, und Joost van den Bondel, der sie zur höchsten Blüte führte, hatte flämische Eltern. Im 19. Jahrhundert ist der Flame Guido Gezelle den besten europäischen Dichtern ebenbürtig.

Auf allen Gebieten der flämischen Kultur zeigt sich eine merkwürdige Doppelseitigkeit, die ihren tiefsten Grund darin haben mag, daß die Flamen aus einer Mischung des leichteren gallisch-fränkischen mit dem schweren sächsischen Blute hervorgegangen sind. Der Vlaeminc galt in den letzten

¹ Der Flame Max Rooses gebraucht in seiner „Geschichte der Kunst in Flandern“ (Stuttgart 1914) den Namen Flandern im weitesten kunstgeschichtlichen Sinne, so daß er auch die wallonischen Gebiete einschließt. Ich bezeichne, wie es in der Literaturgeschichte üblich ist, als Flamen die gesamte niederländisch sprechende Bevölkerung Nordfrankreichs und Belgiens, also auch die der belgischen Provinzen Antwerpen, Brabant und Limburg.

Jahrhunderten dem Spott seiner Nachbarn und sogar seinem eigenen gutmütigen Witz als ungeschlacht und tölpelhaft. Aber es hat Zeiten gegeben, wo flämische Sprache und flämische Umgangsformen das Muster waren, dem in Deutschland alles nachstrebte, was vornehm sein wollte. Diese Befähigung zu Grobem wie zu Feinem wiederholt sich in Flandern immer wieder. Die Flamen züchten das schwerste Pferd, aber sie ziehen auch den edelsten Flachs, und die nicht besonders zarten Hände ihrer Frauen machen daraus die herrlichen Mechelner und Brüsseler Spitzen. Was ist derbsten Lebens so voll wie die Zügellosigkeit einer altflämischen Kirmes — und wo scheint das Dasein so geisterhaft still wie in einem flämischen Beghinenhof? Die überschäumende Talkraft, mit der Breydel und Artevelde kämpften und Rubens der Farbenwelt gebot, ist ebenso flämisch wie die Innigkeit und Hoheit des Gedankens, die uns aus den Schriften des seligen Mystikers Johannes van Ruysbroeck oder aus der „Anbetung des Lammes“ der Gebrüder van Eyck entgegenleuchten. Jordaens und Teniers malen ihre lärmenden und trinkenden Bauern mit gleicher Meisterschaft wie Memling seine erdentrübten Heiligen. Und nicht selten — am erstaunlichsten wohl in den Miniaturen des Breviarium Grimani und in den Gemälden des großen Quinten Matsijs — vereinen sich Sinnliches und Geistiges, Irdisches und Himmlisches auf der schwankenden Grenze, auf der sich auch die flämische Sprache mit offener Vorliebe bewegte, als sie die Fülle von Ausdrucksmitteln für Vorstellungen schuf, die zwischen Gedanken und Sinnesempfindung schweben.

Lange Zeit schien es wirklich, als ob der weltgeschichtliche Kampf zwischen Stoff und Geist nirgendwo so glücklich entschieden werden sollte wie in Flandern. Johannes Janssen urteilt darüber: „Wie trefflich eine gesunde, auf materiellen Fortschritt und freudigen Genuß hinielende Lebensrichtung eines Volkes mit den idealsten Bestrebungen sich verbrüdernd läßt, wenn sie die rechten Grenzen einhält, zeigen uns Jahrhunderte hindurch Flandern und Brabant. Hier tat der religiöse Ernst und die frommgläubige Gesinnung dem menschlichen Forschungsgeiste und seinen kühnsten Unternehmungen keinen Abbruch: man gewann der Erde und dem Meere alle Vorteile ab, die mit den damaligen Mitteln zu erzielen waren; zu den Füßen der mächtigen Kathedralen, inmitten eines Waldes von Türmen erhoben sich alle jene ‚Palaststädte des Großhandels‘, deren ungeheuern Reichtum man anstaunt, deren Kunstpracht man in ihren Resten kaum noch zu unterhalten imstande ist.“ (Schiller als Historiker², Freiburg 1879, 39 f.)

Zuletzt aber fand auch dieser Aufschwung das schmachliche Ende, das sich menschliche Schwachheit so oft bereitet hat: der wachsende Reichtum verdarb den Hof, den Adel, das Volk, die Geistlichkeit, die Klöster derart, daß im 16. Jahrhundert das einst so herrliche Flandern zu den sittlich verkommensten Ländern Europas gehörte. Zugleich hatte der Einfluß der französischen Bildung das Flämische aus den höheren Kreisen zu verdrängen begonnen. Die ehemalige Sprache der Stutzer wurde langsam zu einer Bauernsprache. Auch die wirtschaftlichen Zustände gerieten schließlich in trostlosen Verfall. Weder unter der spanischen noch unter der österreichischen Regierung waren die Bestrebungen zur Erneuerung der flämischen Kultur von dauerndem Erfolg; zum Teil wurden sie sogar gehemmt. Und auch die fünfzehn Jahre der Vereinigung mit Holland brachten keinen völligen Wandel. Unter der französischen Revolution aber und ebenso unter der Zwangsherrschaft Napoleons wurde das Flämische rücksichtslos unterdrückt. Erst nach 1830 rafften sich die Flamen zu dem Freiheitskampfe auf, in dem sie noch heute stehen, und der heute Deutschland unmittelbar berührt.

Da die Flamen ein katholisches Volk sind, so sah sich hier der Katholizismus vor eine neuzeitliche Kulturaufgabe von ungewöhnlicher Schwierigkeit gestellt. Über die Art, wie er sich an der Lösung beteiligt hat, bestehen nicht überall klare, vielfach sogar irrige Anschauungen, und nicht selten haben daraus verjährte Vorurteile gegen die allgemeine Stellung der internationalen Weltkirche zur nationalen Entwicklung neue Nahrung geschöpft. Es wäre aber gerade jetzt tief bedauerlich, wenn infolge unrichtiger Einschätzung eine Kulturmacht wie die katholische Kirche in ihrer Mitarbeit an der erhofften Erneuerung der Menschheit gehemmt würde. Daher hat es für uns Deutsche besondern Wert, von der Stellung der katholischen Kirche zur flämischen Bewegung ein geschichtlich treues Bild zu gewinnen. Und da diese Bewegung von der Sprache ausging und in der Sprache stets ihren natürlichen Träger fand, so läßt sich von der flämischen Literatur aus der Anteil des katholischen Gedankens an der nationalen Erneuerung Flanderns am besten überschauen¹.

¹ Die ausführlichste Geschichte der neueren flämischen Literatur ist Coopman en Scharpé, *Geschiedenis der vlaamsche letterkunde van het jaar 1830 tot heden*, Antwerpen 1910. Die Darstellung geht bis 1906 und ist mit zahlreichen bibliographischen Nachweisen versehen. Eine beachtenswerte holländische Würdigung der flämischen Dichtung des 19. Jahrhunderts gibt der Leydener Professor G. Kalff im VII. Bande seiner *Geschiedenis der nederlandsche letterkunde*, Groningen 1912. Doch muß er gestehen, „einigemale“ gegen seine Gewohnheit ohne unmittelbare

Zunächst ist es zweifellos, daß sich weitaus die meisten unter den hervorragenden Führern der flämischen Sache von katholischen Anschauungen leiten ließen. Jan Frans Willems, der die flämische Bewegung ins Leben gerufen hat und nach dem sich der liberale Bildungsverein Willems-Fonds nennt, konnte nie die religiöse Weihe vergessen, mit der ihn die mühsam sich regende Dichtung seines Vaterlandes in ihren Dienst genommen hatte. Vor den ärmlichen Theateraufführungen, an denen er in seiner Jugend mitwirkte, knieten die Spieler jedesmal auf der Bühne nieder und beteten die Lauretanische Vitanei, damit alles gut gehe (Coopman 15 f.). Fünf Jahre vor seinem frühen Tode stellte Willems die Zukunft Flanderns noch einmal öffentlich unter den Schutz des Himmels. Am Tage nach dem Genter Sprachkongreß des Jahres 1841 sagte er im Promotionsaal der Universität in feierlicher Sitzung: „Wohlan also, legen wir Hand ans Werk zur weiteren Ausbildung und Veredelung einer so teuern und zugleich so schönen Sprache! Gott hat sie uns dazu gegeben. Er wird unsere Arbeit segnen“ (Coopman 87). Schon einige Jahre vorher hatte sich der einflußreichste flämische Volksdichter, Hendrik Conscience, ausdrücklich gegen eine Kunst gewandt, die sich um Religion und Sitte nicht kümmern will. Im Vorwort seines ersten Romanes (*In 't wonderjaer*, Antwerpen 1837) schrieb er: „Es ist ein Roman! Erschreckt nicht. Kein Roman wie die französischen, wo Religion und Ehre verhöhnt und durch das Laster ungeschont gebrandmarkt werden, wo Mord und Ehebruch Nachsicht finden. Nein, so nicht. Nur reine Gefühle werden im ‚Wunderjahr‘ verherrlicht. Wenn aber die unleugbare Glut, mit der ich einige Vorgänge dargestellt habe, jemand mißfallen sollte, so ist meine Antwort, daß ich nicht für Kinder, sondern für Männer geschrieben habe.“

Das erste Geschlecht der flämischen Kämpfer kennt keine größeren Namen als Willems und Conscience. Die drei Männer, denen in der Folgezeit

Kenntnis der Werke geurteilt zu haben, weil die Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde „von der neueren flämischen Literatur nur wenig“ besitze (VII 426). Der Kürze wegen füge ich hier auch die Titel der übrigen Werke bei, die ich mehrmals anzuführen habe: Guido Gezelle, *Dichtwerken I—XIV*, Amsterdam 1905—1912. Franz Jostes, *Die Blumen im Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum*, Münster 1915. Besonders beachtenswert wegen der vielen Auszüge aus flämischen Quellen. Derselbe, Guido Gezelle, in der *Internationalen Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik*, Leipzig 1916 (November). Leo van Puyvelde, *Albrecht Rodenbach. Zijn leven en zijn werk*, Amsterdam 1908. Th. van Ryswyck, *Volledige werken*, Antwerpen 1853. Aug. Vermeylen, *Verzamelde opstellen*, I—II, Bussum 1904.

die stärkste Anhängerschaft beschieden war — Guido Gezelle, Hugo Verriest, Albrecht Rodenbach —, sind sämtlich aus der bischöflichen Schule von Rouffelaere hervorgegangen und haben der dort gewonnenen oder vertieften Lebensanschauung auch in ihrem nationalen Wirken die Treue bewahrt. Hugo Verriest, der als einer der glänzendsten Stilisten und als einer der feurigsten vaterländischen Redner gilt, lebt heute noch als Pfarrer im weltverlorenen Ingoyghem bei Kortrijk. Sein dankbarer und berühmter Schüler ist Albrecht Rodenbach, der durch seine Lieder und seine Zeitschrift *Hot Pennoen* der Führer der flämischen Hochschuljugend wurde. Als Max Rooses ihn 1878 um einen Beitrag für eine kirchenfeindliche Zeitschrift bat, antwortete er, allerdings habe er starke Neigung zu geistiger Unabhängigkeit und sogar zu Zweifeln, aber er sei „im Herzen katholisch“. Er lehne es ab, an einer Zeitschrift mitzuarbeiten, die gegen die Kirche streite, denn er wolle trotz innerer Kämpfe „der Kirche treu sein“ (Puyvelde 86 f.). Noch nicht 24 Jahre war Rodenbach alt, als er starb. Ganz Flandern trauerte, so weithin hatte der Zauber dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit schon gewirkt. Auf dem Sterbebette ließ er ein Bild der Mutter Gottes vor sich an die Wand hängen. Sein Rosenkranz lag immer neben ihm. Die Stunden, in denen er sich zur Arbeit fähig fühlte, benutzte er zur Übersetzung der Hymnen aus den Tagzeiten der Unbefleckten Empfängnis. Hugo Verriest, der halbe Tage bei ihm zugebracht hatte, rühmt in der Grabrede die Geduld des Kranken und die Andacht, mit der er oft die heilige Kommunion empfing (Puyvelde 225). Katholisch und flämisch waren für Rodenbach untrennbar, und der Geschichtschreiber seines Lebens sagt mit Recht: „Bleibst du kalt, wenn du den folgenden Herzensschrei hörst, dann spotte wenigstens nicht über die junge Menschenseele, aus der er hervorbrach. Er klingt wie der Schwanengesang von einem, der zu hoch über unserer Zeit stand:

Sie lachten, die Ächseln zuckten sie:

Ich sprach zu ihnen von Flandern.

Sie lachten und sagten: Anders nichts

Läßt Tag um Tag du uns hören.

Nichts anderes, nein! Meine Seele ist so,

Mein Leben, mein Ziel ist Flandern.

Mein Leben für Flandern und Flandern für Gott —

So will ich hinüberwandern!

(Puyvelde 138.)

Der literarische Einfluß Rodenbachs ist so groß, daß mehr als 20 Jahre nach seinem Tode der liberale Brüsseler Professor der Kunstgeschichte August

Bermeylen, selber ein führender Flame, das Bekenntnis ablegte: „Eigentlich ist es sein Erbe, an dem wir weiterbauen“ (II 24). Bei derselben Gelegenheit bezeichnet Bermeylen den katholischen Priester Guido Gezelle (1830—1899) geradezu als die „Verkörperung der flämischen Wiedergeburt“. Dieser gelehrte Sprachkenner und begnadete Dichter hat in der Tat das Ansehen der neueren flämischen Literatur auch bei den strengsten holländischen Kritikern unerschütterlich begründet. Voller, als er in seiner Bescheidenheit je zu hoffen gewagt hat, ist ihm gelungen, was er 1858 in der Widmung seiner Gedichte als seine Absicht aussprach: „die Anschauung der natürlichen, sittlichen und christlichen Schönheit . . . so treu wie möglich“ in heimischen Lauten auszudrücken (I 11). Wie sehr ihm daran lag, bei diesem vaterländischen Werke zugleich seiner Kirche zu dienen, sagte er sehr deutlich. Er wollte an allem festhalten, was „noch flämisch“ sei, „an flämischer Sprache, flämischen Sitten, flämischer, d. h. katholischer Religion und christlicher Frömmigkeit“. „Wir wissen wohl“, fuhr er in der Widmung an seine Schüler fort, „andere verstehen das nicht so, und während sie die Muttersprache verteidigen, suchen sie die Religion ihrer Väter zu schädigen, wenn das nicht vielmehr ihr eigener Schaden und ihre eigene Schande ist.“ Das seien Falschmünzer, denn „flämisches Geld, das echt sein soll“, müsse „gangbar sein bis nach Rom“ (I 12).

Diesen glänzenden Vertretern der flämischen Literatur schließt sich eine stattliche Schar von namhaften katholischen Laien und Geistlichen an. Unter den Laien ragen besonders die Gebrüder Snieders hervor; beide sind fesselnde Erzähler von scharf hervortretender katholischer Richtung. An der Spitze der Geistlichen steht der Domherr David, der nach dem Tode von Willems den Kampf um die Sprache tatkräftig weiterführte. Der Dichtant de Vo hat den gesamten westflämischen Wortschatz gesammelt. Daems, Callebert und viele andere machten sich als Dichter verdient, so daß einem auf Bildern zur flämischen Literaturgeschichte der Priesterrock immer wieder begegnet. Daß diese Katholiken durchaus flämisch fühlen, bezeugen ihre Werke, und auch die liberalen Flamen leugnen das nicht. Bermeylen schreibt vielmehr: „Ich weiß, daß jemand, der nicht Flame ist, schwer verstehen wird, weshalb wir z. B. Gezelle, Hugo Verriest, Albrecht Rodenbach und andere bewundern und lieben: sie sind der Geist unseres Landes; ihr gesprochenes und geschriebenes Wort, das unmittelbar auf ihre Umgebung wirkt, ist von einem treuen und wahren Gefühl getragen, es hat den Duft unserer Erde“ (I 40 f.).

Damit sind allerdings die Anklagen, die von flämischer und anderer Seite gegen die Haltung der katholischen Kirche erhoben worden sind, noch nicht widerlegt. Sie richten sich teils gegen die Behandlung, die Männer wie Willems, Conscience und Gezelle von Geistlichen zu erdulden gehabt hätten, teils gegen die grundsätzliche Stellung besonders der höheren belgischen Geistlichkeit zur flämischen Bewegung überhaupt.

Willems hat bei Geistlichen mehrmals Widerspruch erfahren. Aber diese Priester traten ihm entgegen, weil sie sich für verpflichtet hielten, Religion und Sitte zu schützen. Sie fanden, daß der sonst so verdiente Mann zu lebhaft für Marnix und andere kirchenfeindliche Schriftsteller Partei ergreife, und daß er in seine Jahrbücher Tot und der Jugend Nieder aufgenommen habe, die der Jugend, an die er sich doch ausdrücklich wandte, gefährlich seien (Coopman 24—26; Kalff VII 392). Wie hoch Willems trotzdem die Förderung schätzte, die seine Sache von der Geistlichkeit zu erwarten habe, geht aus einem späteren Briefe hervor. Als die Gründung der Nederduitsche Academie gescheitert war, schrieb er am 10. August 1839 an den Domherrn David: „Ich habe zur Regierung und zu ihren Versprechungen zugunsten des Flämischen kein Vertrauen mehr. . . . Die französische Regierung hat dem Brüsseler Rabinett ihr Einschreiten angedroht, falls das Rabinett irgendwie dazu beitragen werde, die Gedanken Menzels an eine weitere Pflege der Verbindung mit Deutschland in Belgien zu verbreiten. . . . Alle meine Hoffnung ruht noch allein auf der Geistlichkeit. Diese muß in unserem Volke den deutschen Geist (den duitschen goest) wecken, Sprache und Sitte wiederherstellen“ (Coopman 78).

Vollständig hat Conscience die Vorwürfe entkräftet, die man der Geistlichkeit wegen ihres Verhaltens gegen seine ersten Romane gemacht hat. Er hat sich darüber zu seinem Lebensbeschreiber Gedhoubt ausgesprochen. Das „Wunderjahr“ und der „Löwe von Flandern“ enthielten anfangs manches, was die Religion wenigstens bei einfachen Lesern, wie Conscience selber zugab, schädigen mußte. Der Dichter verstand sich bereitwillig zu der von kirchlicher Seite gewünschten Umarbeitung, da sie weder den charakteristischen Aufbau der Romane störte noch die geschichtliche Wahrheit verletzte. Aus dem, was Conscience im einzelnen anführt, geht das klar hervor. „Die Änderungen“, schloß er seine Mitteilungen an Gedhoubt, „waren für mich ohne Bedeutung; sie beeinträchtigten nicht den wesentlichen Charakter des Werkes“ (Pol de Mont, Hendrik Conscience. Zijn leven en zijne werken, Gent 1883, 165). Mit der oft behaupteten Anechtung

des künstlerischen Geistes, der sich Conscience unterworfen habe, ist es also nichts.

Am schwersten soll die kirchliche Behörde das dichterische Schaffen Gezelles geschädigt haben. Es ist wahr, daß sie ihn aus dem liebgewordenen Beihramt der Poetik an der Schule von Rousselaere entfernte, und daß sie ihn bis gegen Ende seines Lebens in untergeordneten Seelsorgestellen arbeiten ließ. Aber es ist ebenso wahr, daß ein genialer Dichter darum noch nicht ein brauchbarer Schulmann oder ein tüchtiger Stadtpfarrer ist. Ein deutsches Mitglied der flämischen Akademie, der Münsterische Professor Franz Jostes, der anerkennt, daß sich Gezelle in die Forderungen des Schulbetriebes nicht zu fügen wußte, will die bischöfliche Behörde zwar nicht von aller Schuld freisprechen, betont aber sehr entschieden, daß nicht dem Bischof, sondern dem liberalen Kritiker Heremans das jahrzehntelange Verstummen des Dichters zur Last falle. Dieser Professor der flämischen Literatur in Gent habe 1863 im Brüsseler *Nederduitsch Maandschrift* Gezelle vernichtet. Heremans schreibe da, Gezelle, dessen Herz nicht „für die großartigen liberalen Ideen“ schlage und der keine andere Dichtkunst gelten lasse als eine, „die hinsichtlich der Ideen den Katholizismus zur Grundlage hat“, biete statt der Gedanken oft nur Wortgeklingel, seine Metrik sei entsetzlich verwildert usw. Dadurch, sagt Jostes, sei Gezelle an seiner Begabung irre geworden (*Internationale Monatschrift* 174—178). Bedenkt man das Ansehen, das Heremans damals besaß, und die nach innen gefehrte, schüchterne Gemütsart Gezelles, so erscheint diese Erklärung ohne Zweifel als begründet. Auch der liberale Vermeylen schreibt, die Kritiker hätten Gezelle „beinahe vierzig Jahre lang nicht aufkommen lassen“ (I 196), und ein andermal ruft er den Akademikern zu: „Hattet ihr keine Zeit, euch zu befehren, bevor er starb? Habt ihr ihn nicht eher entdecken können, da er doch Mitglied eurer Akademie war? Seid ihr es nicht, gerade ihr, die patentierten Kunstrichter, die ihn verkannt haben, während die Jungen schon lange mit leuchtenden Augen zu ihm aufsaßen? Hat man ihn nicht in eurer Akademie verleugnet und mißhandelt?“ (II 171.)

Um die allgemeine Stellung der katholischen Kirche in Belgien gegenüber der flämischen Bewegung richtig zu würdigen, muß man sich die äußerst verwickelten Verhältnisse in Erinnerung rufen. Eine unbedingt feindselige Haltung konnte den leitenden Stellen schon deshalb nicht als ratsam erscheinen, weil dadurch die Kirche sich selber einen schlechten Dienst erwiesen hätte. Jostes führt in seiner reichhaltigen Stoffsammlung einen

Brief des späteren Generals der Gesellschaft Jesu, Peter Bedt, an, in dem dieser Flame darüber klagt, daß in so vielen städtischen und ländlichen Pfarreien das Französische zur Predigtssprache gemacht werde. Das sei „für die Religiosität verhängnisvoll“; wo sich die flämische Sprache unter der Bevölkerung am besten erhalten habe, da sei erfahrungsgemäß auch „die Anhänglichkeit an den Glauben fester“ (Jostes 16). Besonders seit sich die Sozialdemokratie, um die flämischen Massen schneller zu gewinnen, der Sache Flanderns annahm, hatte die Kirche allen Grund, sich den nationalen Forderungen der Flamen nicht schroff zu widersetzen. Ein Mitglied der höheren Geistlichkeit machte 1886 den sozialen Kongreß in Brüttich auf die drohende Gefahr aufmerksam und erklärte, es sei Zeit, „kräftige Mittel anzuwenden, um einen Übelstand zu beseitigen, der für die Gesellschaft wie für Religion und Vaterland gleich verhängnisvoll“ werde (Jostes 64).!

Doch sprachen gegen eine rasche Preisgabe des Französischen schwere Bedenken. Wie verhängnisvoll ein solcher Entschluß für die Flamen gewesen wäre, sieht man z. B. aus einer Rede von Hugo Verriest. „Was ist“, fragt dieser begeisterte Verteidiger seiner Nation, „selbst bei uns der höhere Teil unseres Geistes und Herzens, der höhere Teil unseres Lebens? Ist er flämisch? Ist er französisch? Unser ganzes höheres Leben ist französisch! Ich bin beschämt, wenn ich mich selbst prüfe, und ich sage dann leise: ich würde am besten schweigen, denn auch ich bin ein halber Franzose . . . und ihr seid ebenfalls halbe Franzosen. Unsere Wissenschaft und Gelehrsamkeit ist französisch, unsere Kunst war französisch, unser Anstand und unsere Höflichkeit sind französisch, das öffentliche Leben ist französisch, das euere, das meine, das unsere. . . Das wissenschaftliche flämische Wort liegt nicht in unserem Kopfe, es erwacht nicht auf Zunge und Lippen, es ist bei uns nicht vorhanden“ (Jostes 30 f.). Sehr lange hat es gedauert, bis die gebildeten Klassen Flanderns wenigstens teilweise dazu übergingen, nicht nur etwas Flämisch zu lernen, sondern das Flämische wirklich zu ihrer gewöhnlichen Umgangssprache zu machen. Sogar Albrecht Rodenbach, der feurig für Flandern gekämpft hatte, starb 1880 mit dem französischen Ruf des Entzückens: „O, le beau pays d'Allemagne!“ (Puyvelde 225.) Und tiefer noch als in den Männern steckte das französische Wesen in den Frauen. Zahlreiche Äußerungen von flämischen Geistlichen und Laien liegen darüber vor. Hugo Verriest bekennt, daß sogar auf seinem Dorfe in der höheren wie in der niederen Frauenwelt

das flämische Empfinden sehr schwach sei. Er kenne vielleicht zwei oder drei flämische Mütter, aber die Masse sei französisch. „Keine Mutter“, klagt er, „trägt in ihrem Kopfe das Bild einer höheren flämischen Frau. Keine Mutter trägt in ihrem Herzen Liebe zu ihrer Sprache, zu ihrem Volke, zu ihrem eigenen Wesen. Sie träumt von Fremdem, sucht das Fremde, betrachtet das Fremde und spricht etwas Französisch, worauf sie stolz ist. Und wenn ihr das schlechte Französisch etwas flotter und leichter von den Lippen rollt, bildet sie sich ein, daß sie Französisch könne, und spottet über andere Frauen, die das ‚schöne Französisch‘ ebenso schlecht, aber etwas weniger fließend zu sprechen vermögen. . . . Und das Fräulein? Wenn man sie fragt, ob sie Flämisch spreche, antwortet sie mit dem wohlbekannten Zug zwischen Nase und Lippen: „Un peu!“ (Jostes 59 f.)

Aber nicht nur diese schwer zu ändernde Geistesrichtung der Flamen widerriet eine schnelle Verdrängung des Französischen aus Seelsorge und Unterricht, sondern es mußte auch der sehr ungleiche Bildungswert der beiden Sprachen beachtet werden. Das Französische eröffnete dem Flamen die Schätze eines gewaltigen Kulturkreises, während das tatsächlich im Volke gesprochene Flämisch nicht einmal in die niederländische Kulturgemeinschaft Einlaß verschaffte. Denn die verschiedenen Mundarten des Landes haben sich so eigenartig entwickelt, daß kein Flame die niederländische Schriftsprache, die für Belgien und Holland dieselbe ist, geläufig beherrscht, ohne sie regelrecht gelernt zu haben. Der Domherr Mynstermans erzählt z. B., wie Jostes (70) mitteilt, ein flämischer Arbeiter habe ihn nach einer niederländischen Predigt gefragt: „Wird unser Pastor denn verrückt?“ Und eine Dame habe nach einer niederländischen Theatervorstellung erklärt: „Wenn das jetzt unsere Sprache ist, dann gehe ich künftig nur noch zu französischen Festen; dort verstehe ich doch noch etwas!“ Ein anderer Flame behauptet geradezu — und er steht nicht allein —, in sehr vielen flämischen Schulen werde die Schriftsprache nie gebraucht, ja es gebe „zahlreiche Lehrer, die nicht einmal zu ahnen scheinen, daß eine allgemeine Schriftsprache besteht“ (Jostes 71). Solange solche Zustände herrschten, konnte den kirchlichen Behörden der Gebrauch des Französischen in den Erziehungsanstalten wohl als das geringere Übel erscheinen.

Allmählich zeitigte indessen die Förderung des Französischen sehr unerwünschte Folgen. Nur wenige Belgier, die Wallonen keineswegs ausgenommen, eignen sich das Französische so vollkommen an, daß ihnen seine

Ausdrucksmöglichkeiten ebenso leicht zur Verfügung stehen wie einem geborenen Franzosen. Während man über eine beschämende Schwerfälligkeit im Gebrauch des fremden Werkzeuges nicht hinauskam, lebte sich besonders in den Staatsschulen die Jugend derart in die französische Gedankenwelt ein, daß 1899 das belgische Unterrichtsministerium in seinem Gutachten über die von allen Anstalten jährlich einzuliefernden Preisarbeiten schrieb: „Der nationale Geist erscheint wenig entwickelt; eine große Anzahl Schüler sind von den französischen Staatsbegriffen erfüllt, vor allem, soweit diese Religion und Königtum betreffen, und sie schreiben, als wenn sie an einem Pariser Lyzeum unterrichtet worden wären“ (Jostes 48). Auch in den geistlichen Schulen mußten naturgemäß bei der fast ausschließlichen Beschäftigung mit den besten französischen Werken, die selbstverständlich die französische und nicht die flämische Kultur widerspiegeln, die heimischen Ideale verkümmern.

Immer mehr Boden gewann so die Ansicht, daß eine Hebung der flämischen Volksmassen nur möglich sei, wenn man ihnen die Bildung in niederländischer Sprache vermittle. Wollte man in den kurzen Schuljahren dem Kinde des flämischen Arbeiters auch nur notdürftig das Französische beibringen, so mußten die übrigen Bildungsaufgaben, selbst die wichtigsten, mangelhaft gelöst werden. Warnend wies Præmon van Zuylen auf die Erfahrungen hin, die man in Brüssel gemacht habe. Dort sei ja seit 1830 alles geschehen, um das Flämische auszurotten, und nun finde man nirgendwo in Belgien „die unteren Stände so unwissend, so roh, so ungebildet wie in der Hauptstadt“ (Jostes 78). Höchstens nach vielen Jahrzehnten, so sagte man sich, und vielleicht erst nach Jahrhunderten könnte das Flämische in den niederen Volksschichten durch das Französische völlig ersetzt sein. Unterdessen aber mußten ganze Geschlechter von Flamen geistig und sittlich darben, weil die Träger der Bildung in einer fremden Sprache zu ihnen reden würden. Um die Nation vor diesem Schicksal zu bewahren, sei es also unerläßlich, daß die gebildeten Kreise die niederländische Schriftsprache pflegten. Das sei zwar keine Weltsprache, wohl aber das naturgemäß gegebene Werkzeug zur Entwicklung der flämischen Kultur, und von den Flamen der bemittelten Klassen könne diese Sprache offenbar viel leichter erlernt werden als das Französische von den flämischen Arbeiterkindern. „Die unteren Schichten des Volkes“, sagte 1897 der Bürgermeister von Antwerpen im Gemeinderat, „legen uns Gewissenspflichten auf. Wir haben die Aufgabe, ihnen voranzuleuchten und sie zu heben. Nicht

und Bildung strömen aus den höheren Ständen zu den niederen. Wir erfüllen unsere Aufgabe mangelhaft, wenn wir dabei verharren, uns einer fremden Sprache zu bedienen, die, so schön und vollkommen sie an sich sein mag, für das Volk eine Mandarinsprache ist. Wir versehen unsere Aufgabe, wenn wir zum Volke nicht in der Sprache reden, die es versteht, die den Schlüssel bildet zu seinem Herzen und seinem Geiste" (Jostes 27). Solche Erwägungen blieben auch in kirchlichen Kreisen nicht ohne Wirkung. Seit Jahren ist die Pflege des Flämischen in den geistlichen Unterrichtsanstalten und auf der Kanzel im Fortschreiten. „Die Jesuiten“, schreibt Jostes (S. 65), „begannen die gegen das Flamentum um ihre Schulen aufgeworfenen Festungswälle zu schleifen und gelten jetzt schon fast als Freunde der Flamen. Einige Damenpensionate sind gefolgt und haben ihre Französisierungsmethode aufgegeben oder doch gemäßigt und Unterricht im Flämischen eingeführt.“

Ob trotz der dargelegten Schwierigkeiten und trotz des wahrlich nicht geringen Druckes, den die französische Politik der Staatsregierung auf die kirchlichen Behörden ausüben mußte, an einzelnen geistlichen Stellen das Entgegenkommen gegen die Flamen größer hätte sein können, ist für einen Fremden schwer zu entscheiden. Von vornherein läßt sich ja erwarten, daß bei einem langen und lebhaften Kampf zweier Nationen auf beiden Seiten und in allen Lagern Mißgriffe vorkommen. Albrecht Rodenbach schrieb im Pennoen (I 68), er sei so überzeugt wie nur einer, daß „Religion die erste Pflicht eines Volkes“ sei, aber es gehe nicht an, unter dem Vorwand, für die Religion zu kämpfen, tatsächlich aus keineswegs religiösen Gründen gegen Flandern zu kämpfen. Auf der andern Seite konnte die innige und feurige Liebe der Flamen zu ihrer trauten Sprache, in der die zartesten Erinnerungen ihrer Kindheit und die größten Überlieferungen ihrer Geschichte leben, leicht dazu führen, daß ihnen im Vergleich zu diesem kostbaren Besitz alles andere gering erschien. Die Täuschung ist erklärlich, aber es ist eine Täuschung, und auch die liberalen Flamen haben das zugegeben, indem sie besonders seit den sechziger Jahren immer wieder betonten, sie stritten um mehr als um die Sprache, die flämische Bewegung erstrebe eine flämische Gesamtkultur. Über den Standpunkt der Katholiken schrieb sogar Vermeylen: „Sie besitzen eine philosophische Lehre, die das ganze Leben umfaßt und krönt; das flämische Programm muß in diese Lehre passen — und nicht umgekehrt! — oder sie müssen es verwerfen“ (I 61). Jede Religion erhebt notwendig den Anspruch, höchste Werte,

Erwägungswerte zu vertreten, und wenn kirchliche Behörden die nationalen Wünsche Flanderns nicht eher erfüllten, als bis sie überzeugt waren, dadurch seine Gesamtkultur und namentlich seine Religion nicht zu schädigen, so erfüllten sie ihre Pflicht und halfen dem flämischen Volke ein Gut bewahren, das ihm noch kostbarer sein mußte als seine Muttersprache. Jedenfalls ergibt sich nach allem mit Sicherheit, daß der katholische Gedanke in der flämischen Bewegung keineswegs die störende Macht ist, als die er oft dargestellt wird, und daß gerade die bedeutendsten Träger der Bewegung von katholischen Grundsätzen beseelt gewesen sind, als sie die nationale Fahne entrollten.

Da nun diese Vorkämpfer des Flamentums und viele ihrer Waffenbrüder selbstverständlich die bei ihrem dichterischen Schaffen auftauchenden Fragen im katholischen Sinne zu lösen suchten, so erhält die neuere flämische Literatur schon deshalb ein katholisches Gepräge. Auch wenn z. B. die Erzählung nicht so unmittelbar wie bei den Gebrüdern Snieders religiösen Zwecken dient, sondern wenn sie wie bei Conscience die große Vergangenheit Flanderns oder das heutige Leben seiner Bewohner und die stille Schönheit ihrer Heimat schildert, erscheinen Menschen und Dinge im ganzen so, wie der Katholik sie zu sehen gewöhnt ist. Außerdem haben nicht wenige Dichter Stoffe gewählt, die schon an sich zum Gedankenkreis der katholischen Religion gehören.

Allerdings sind auch von den bedeutenderen Versuchen dieser Art nicht alle dauernd erfolgreich gewesen. Im Jahre 1833 ließ Lodewijk de Koninck ein Riesenepos über die Erlösung der Menschheit erscheinen, das zwar manches Schöne enthält, schließlich aber als „Reimerei“ abgelehnt wurde. Besseren Geschmack bewies 1870 Frans Willems — nicht der schon erwähnte Bahnbrecher der flämischen Bewegung — mit drei Gesängen über Jesu Leben, Lehre und Leiden, die er De Heiland nannte; wirklich Großes gelang auch ihm nicht. Sogar der glänzend begabte Prudens van Duysse (1804—1859) hat auf sein religiöses Lehrgedicht Godfried of de Godsdienst op 't veld wohl zu hohe Hoffnungen gesetzt. Aufbau und Gestaltung sind nicht durchweg glücklich. Das Beste dieses unerschöpflich vielseitigen Dichters sucht de Meheres zweibändige Auswahl (Aalst 1907) lebendig zu erhalten. Schlichte Frömmigkeit gibt sich echt in De Godsdienst van den haard, wo die Erinnerungen an das Familiengebet des elterlichen Hauses erwachen. Besonders berühmt ist die Elegie Natalia, die in vier Gesängen um die tote Schwester klagt. Auch Christus und die

Heiligen werden gefeiert, oft ansprechend, nicht selten aber in der schwülstigen Ausdrucksweise einer mißverstandenen Romantik. Prudens van Duysse kummerte sich, durch den raschen Schlag seiner dichterischen Ader und seine damals beispiellose Sprachbeherrschung fortgerissen, zu wenig um künstlerische Durcharbeitung. Er war, wie er sich in seinem *Geloofsbeleydenis* trefflich schildert, ein Idealist von starkem Gefühl, der mit leuchtenden Augen, „Gottes Gesetz im Gewissen und zu Häupten Gottes Sterne“, seinen Weg schritt.

Mehr von Weltlust funkelten die Augen des lachenden und auch leichtsinnigen Theodor van Rijnswijk. Seine Gedichte waren unglaublich beliebt. Wenn eine Antwerpener Buchhandlung für den Abend das Erscheinen eines neuen Liedes von ihm ankündigte, belagerten lange vor der festgesetzten Stunde dicke Scharen die Ladentür, um beim Verkauf nicht leer auszugehen (*Kalff* VII, 403). O selige Zeiten! Rijnswijk ließ sich, wie sein Freund van Kerckhoven richtig sagt, von jeder Stimmung willig tragen. Heute machte er sich über die Klöster lustig, morgen schrieb er aufrichtig fromme Verse (*Ryswyck* XVI). Innere Haltlosigkeit und äußere Anfeindungen zerrütteten seine Nerven, und mit 38 Jahren starb er als Geisteskranker. Die Dichterlyke *Bespiegeling op het Onze Vader* (1843) ist von diesem traurigen Schicksal an mehr als einer Stelle durchzittert. Am schönsten sind die sozialen Gefühle ausgedrückt, die in Gottes weitem Hause alle Herzen vereinen, „wenn der Bettler ‚Vater unser‘ und der König ‚Amen‘ spricht“. Der tiefere Sinn der sieben Bitten ist Rijnswijk allerdings verschlossen geblieben. Auch die *Godgewyde* gezungen (1844) enthalten kaum einen außergewöhnlichen Gedanken, aber das Gewaltige des Gewitters oder des Weltuntergangs, die rührende Aufopferung der Nonnen im Krankendienst, die Wehmut, mit der ein Weltkind seine glückliche Schwester hinter der Klosterpforte verschwinden sieht, geben sie lebendig wieder. Sehr gern glaubt man dem Dichter, was er 1846 im Vorwort zu seinen *Volkliedjes* bekannte: beim Abschreiben der *Godgewyde* gezungen sei er des feierlichen Tones zuweilen müde geworden und habe sich vorgenommen, „eine Erholung zu suchen, die seinen Geist mehr in Übereinstimmung mit seinem Charakter brächte“ (*Ryswyck* 267).

Im Gegensatz zu Rijnswijk ist Rodenbach auch als religiöser Dichter ein ringender Denker. Das Gedicht *Abyssus abyssum invocat* schildert den faustischen Streit zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden. Der Dichter fühlt in sich „wie eine tiefe Wunde“

Das eingeborne Heimweh nach dem Abgrund,
Die heiße Sehnsucht nach dem ewigen Wesen,
Dem nie genannten, nie begriffnen — Ihm.

Sein längstes Gedicht, *Geschiedenisse*, ist ein Gang durch die Weltgeschichte. Alle Linien gehen von Christus aus, und in Christus endigen alle. Die Sprache, die sonst oft von einer künstlerisch noch nicht gebändigten Leidenschaft durchloht ist, strömt hier in klarer Pracht. Aber Rodenbach starb zu früh, als daß seine Dichtergröße völlig hätte reifen können.

Ganz groß steht unter den flämischen Dichtern der neueren Zeit eigentlich nur Guido Gezelle da. Seine bewunderte Kunst gipfelt immer in den Höhen der Religion. Wenn er am Wasser sitzt und den Wind durch das Ried streichen hört, bittet er Gott, der an dem Singen des Grases seine Freude hat, er möge auch ihn nicht vergessen: er sei doch auch ein „armes, krankes, klagendes Ried“ (I 83). Wenn die Lerche jubelnd in die Lüfte steigt, aber zuletzt wieder zur Erde sinkt, denkt er daran, daß seine Seele immer höher fliegen wird, bis in den ewigen Ozean Gottes, aus dem es keine Wiederkehr gibt (I 100). Wenn er im Prangen endloser Felder unter dem blauen Sommerhimmel steht, fühlt er sich reicher und edler als alles, was sein Auge erblickt, denn er ist König der Schöpfung und Priester Gottes (III 45). Und ebenso zwanglos und anmutig wie um die Natur webt er den Schimmer religiöser Verklärung um das flämische Volksleben. In den berühmten *Kerkhofblommen* (II 1) schildert er teils in gebundener teils in ungebundener Rede das Begräbnis eines Bauernsohnes, der Priester werden sollte. Bei Tagesanbruch sagt der Knecht traurig seinen Pferden, heute müßten sie eine Leiche zur Kirche fahren, und damit sie ruhig gehen, macht er mit Weihwasser ein Kreuz auf ihre hohen Köpfe. Vor dem Sterbehaus ist ein Strohkrenz auf den Weg gelegt. Das soll den Vorübergehenden sagen: „Hier hat der Herr sein Korn geholt, und da liegt nun das leere Stroh! Glückselig das Korn, wenn es nicht zu leicht befunden ist, glücklich, wenn der Flegel des Leidens es nicht zermalmt hat!“ Der Vater des Toten trinkt an einem Krebsgeschwür. Wie eine vom Blitz getroffene Eiche liegt der starke Mann auf seinem Bette, denn auch der Krebs ist „der Blitz des Allerhöchsten, der grause und doch heilige Schmerz, seit das Blut des leidenden Gottes allen menschlichen Schmerz geheiligt und gesalbt hat“. Und während draußen in den Städten, sagt Gezelle, die Menschen nach Lust und Gewinn jagten,

zogen wir still durch das blühende Flandern, nur Gott und unsere Landsleute sahen uns — „wir waren glücklich und fühlten es, und wir trugen eine Leiche!“ Natur und Leben werden diesem begnadeten Sänger wie von selbst zu einem immerwährenden Gottesdienst, und aller Gottesdienst wird ihm zur Dichtung, die lange Stille der Karfreitagmesse (VII 91) ebenso gut wie der Osterjubel des Regina coeli (III 13). Mit unermüdlicher Sorgfalt feilte Gezelle an seinen Versen (Kallf VII 734); er suchte die klangvollsten Lautverbindungen, holte aus den lebendigen Quellen der Volkssprache wie aus dem Schätze seiner umfassenden Gelehrsamkeit vergessene Wörter und schuf so wahre Wunderwerke des dichterischen Ausdrucks. Wort und Gedanke, Naturfönn, Heimatliebe und Religion sind in seinen besten Schöpfungen so vollkommen eins geworden, wie es nur den größten Meistern gelingt. Gewiß enthalten seine zahlreichen Bände manches Mittelgut, aber auch Kallf, der hier genau zugeesehen hat, ist der Ansicht, daß „dem Schwachen oder Mittelmäßigen viel mehr Schönes gegenübersteht, und darunter vom Besten, das die niederländische Literatur des 19. Jahrhunderts aufzuweisen hat“ (VII 726).

Gezelle starb 1899. Auch im 20. Jahrhundert hat Flandern seine Dichter des katholischen Gedankens, aber bis in die vorderen Reihen der europäischen Literatur sind sie ebensowenig vorgedrungen wie ihre liberalen Stammesgenossen. Daß in Flandern der religiöse Liberalismus schon seit dem Beginn der flämischen Bewegung manche Vertreter gefunden hat, ist bei dem starken Einfluß des französischen Geistes auf die höheren Schichten der Flamen nicht zu verwundern. Freimaurerei und Sozialdemokratie arbeiteten rührig im selben Sinne. Besonders wer aus einer der vielen nichtkatholischen Schulen hervorgegangen war und nun mit dem Staunen, das dem Bewohner eines kleinen Landes doppelt natürlich ist, seine Augen über Europa schweifen ließ, verfiel leicht dem Irrtum, in der Verneinung alles Alten den größten Fortschritt zu sehen. Nicht alle, die zur Feder griffen, hatten die Klarheit des Gedankens und die Charakterstärke, sich ernstlich zu fragen, ob die weite Verbreitung so bequemer Grundsätze wie die des religiösen Liberalismus für ihre Wahrheit spricht. Buhlsteke, de Geyter, Virginia Loveling und andere sind kirchenfeindlich. Es wäre also falsch, wenn deutsche Katholiken in Übersetzungen aus dem Flämischen ohne weiteres Bücher ihrer Weltanschauung vermuteten.

In einer neuen „Monatschrift für Gegenwart und Geschichte der belgischen Lande“, die sich „Der Belfried“ nennt (Leipzig, Inselverlag), findet

es Rudolf Alexander Schröder „erstaunlich“, daß sich „gerade die deutschen Katholiken“ den „vor ihrer Türe liegenden Schatz“ katholischer flämischer Dyrif „nicht mehr zunutze gemacht“ hätten; „für den bei uns beklagten Mangel an neuerer wertvoller katholischer Poesie“ hätten sie von dort „reichen Erfsatz“ beschaffen können (I 27). Als ob übersezte Dyrif uns jemals ein „reicher Erfsatz“ sein könnte! Gezele muß bei einer Übertragung das Beste verlieren; gerade seine Kunst ist untrennbar mit seiner Sprache verwachsen. Er ist aber unter den flämischen Dichtern nach einem richtigen Worte seines Bewunderers Vermeylen „vielleicht der einzige, . . . der einen unbestrittenen europäischen Ruhm verdient“ (Internationale Monatschrift 155). Wirklich große Meister der Dyrif gibt es außer ihm in flämischer Sprache nicht. Erzählungen wie die von Conscience und Snieders, die sich wenigstens auf achtbarer künstlerischer Höhe halten, haben längst katholische Übersetzer und Verleger gefunden, und was dem strengeren Maßstab von heute genügt, wird sie gewiß auch weiter finden. Im ganzen hat uns Flandern wie Holland in der Malerei unvergleichlich Herrlicheres geschenkt als in der Dichtkunst. Nach dem Rufe, den die flämischen Dichter des 19. Jahrhunderts sowohl wie der Gegenwart in ihrer Heimat genießen, scheint es nicht, daß sie sich, den einzigen Gezele ausgenommen, mit den führenden katholischen Dichtern Deutschlands zu messen vermögen. Es wäre übrigens unbillig, solche Erwartungen gegenüber einem Volke von nur wenigen Millionen zu hegen, das sich eben erst seine alte Kultur zurückerobert. Nicht weil wir deutsche Katholiken selber keine bedeutenden katholischen Dichtungen besäßen, blicken wir nach Flandern, sondern weil wir mit Freuden auch von dorthier schöne und eigenartige Klänge vernehmen, in denen der katholische Gedanke lebt, und weil wir hoffen, daß in einer glücklicheren Zukunft diese Klänge immer stärker und reiner werden.

Jakob Overmans S. J.